Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 115 (1989)
Heft: 13

Artikel: Musikalische Annäherung an die Theorie der kognitiven Dissonanz
Autor: Knobel, Bruno / Kambiz [Derambakhsh, Kambiz]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-604534

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

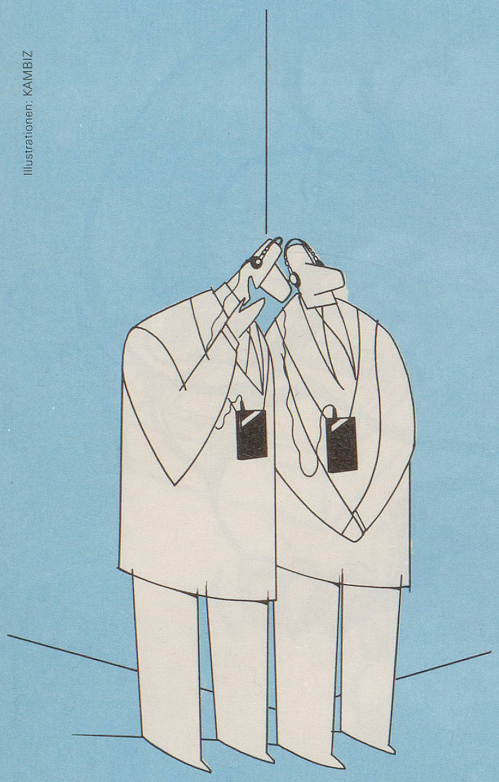
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Musikalische Annäherung an die

Illustrationen: KAMBIZ



VON BRUNO KNOBEL

Einst, in noch keineswegs allzu grauer Vorzeit, war es eindeutig, was Musik ist, nämlich ... – Verzeihung, wie soll ich das sagen?

Ich will es andersherum versuchen: Wenn ich heute zum Beispiel durch ein Industriegelände gehe, dann kann es wohl geschehen, dass ich ein brutales rhythmisches Stampfen höre, aber ich bin nie sicher, ob das von einem Dampfhammer oder einer automatischen Presse herrührt oder ob es ein intim-gedämpftes Heavy-Metal-Rockstück von hervorragendem Rang aus der jüngsten Hitparade ist. Aus dem Geräusch ist nicht herauszuhören, ob es von einem Werkmeister am Schaltpult gesteuert wird oder ob es etwa rockige Klänge sind, die bei ihrer ursprünglichen Erzeugung ebenfalls mit Schaltpulten zu tun gehabt hatten.

Der Gedankenstrich im ersten Satz oben bezeichnet übrigens genau die Stelle, wo ich zum Lexikon griff, greifen *musste*. Der Griff war wenig hilfreich: «Musik ist die Tonkunst, die Kunst, deren Material die Töne sind.» Hm!

Hommage an eine Knochenstampferei

Aber gut: Da der Klang einer Webmaschine oder das Geräusch exaltierter Rocker allemal aus Tönen bestehen, müsste Musik von Geräusch sich demnach darin unterscheiden, dass ersteres Kunst ist. Doch dagegen spricht, dass man einst das Stück «O Donna Klara» oder «Adieu, mein kleiner Gardeoffizier» bis zur jüngeren Träne, die erstaunlicherweise auf Reisen geht, ja auch Musik nannte, ohne dass jemand sich ernstlich darauf versteift hätte, das sei deshalb auch Kunst.

Das Lexikon sagt weiter: «Von dem in der Natur vorhandenen Tonmaterial verwendet die Musik nur einen ganz geringen Teil ...» Das erleuchtet mich weniger, als dass es mich verunsichert. Denn ich zweifle zwar nicht daran, dass manche Geräusche, die heute Musik genannt werden, aus Tonmaterial bestehen, das in der Natur vorhanden ist: das Donnern einer Lawine etwa, das Tosen eines Bergbaches, das Krachen oder Grollen des Donners. Hat also jene heutige Musik, die ich meine, vielleicht ganz einfach *mehr* Tonmaterial aus der Natur bezogen als «einstige» Musik? Das wäre ihr gutes Recht, denn alles entwickelt und erweitert sich eben. Nur – ich entsinne mich beim besten Willen keines Naturgeräusches, dessen ebenso ausgeprägter wie monotoner Rhythmus sich auch nur annähernd vergleichen liesse mit demjenigen eines jener heutigen Hits, die trotz ihrer Naturferne zum musikalischen Ohrwurm gemacht werden.

In meiner Jugend spielten wir als Buben oft um das dorfabgelegene Gebäude eines alten Leimsieders. In seiner Bude wurden Knochen, die der alte Mann zuvor fleissig eingesammelt hatte, gestampft – zu Knochenmehl. Und es stank auch. Ich erinnere mich dessen, weil ich neulich nachts an einer «Disco» vorbeiging. Aus ihr klang es wie weiland aus der Knochenstampferei, und aus der Türe, die geöffnet wurde, stank es ähnlich. Und das konvulsivische Zucken und Blitzen aus der «Disco» erinnerte mich stark an ein aufziehendes schweres Gewitter von durchaus naturnahem Charakter.

Glücklicherweise stiess ich im Lexikon noch auf den springenden Punkt: «... Doch beruht musikalisches Geschehen nicht allein in den Tönen (aha!), sondern das Wesen der Musik ist ein geistesgeschichtliches Problem (auf das *Problem* war ich selber gekommen), denn jede Zeit und jede Weltanschauung gibt hier die ihr wesenseigene Antwort ...»

Demnach wäre die Antwort auf meine Frage eigentlich einfach: Auch die Musik, die ich nicht als solche empfinde, ist Musik – aber sie ist einer andern Zeit, die freilich auch die meinige ist, wesenseigen.

Historische Geräuschverbundenheit

Ich hätte schon am Anfang darauf kommen müssen: Musik ist, was man selber Musik nennt oder als Musik empfindet. Das Geräusch war der Musik wohl immer immanent. Wenigstens haben dies schon Leute empfunden, die längst vor dem Beginn meiner Erinnerung lebten. Wilhelm Busch etwa (1832–1908), der meinte: «Musik

Theorie der kognitiven Dissonanz

wird oft nicht schön gefunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden.» Oder ein Heinrich Seidel, der schon zu seiner absolut rockfreien Zeit von 1842 bis 1906 zu seufzen sich gestattete: «Die Musik ist heutzutage wohl der Menschheit grösste Plage.» Und dies, obwohl es damals bestimmt noch keine Verstärkeranlagen gab. Und überhaupt: Jedem ist eben etwas anderes Musik in seinem Ohr, nicht nur in der Musik.

«Der Herrgott hat halt jedem Wesen etwas gegeben, das ihm Musik macht», und ich weiss nicht, ob Meinrad Lienert (1865–1935) dies gottesfürchtig oder resigniert meinte. Ich selbst kannte einen in Fabriknähe wohnenden Vorarbeiter. Der horchte in seiner Freizeit immer wieder angelegentlich aus dem Fenster in die Fabrik hinüber. Hörte er das Maschinengeräusch «seiner» Maschine, welches Nachbarn zwar eine Pein war, dann nickte er voller Genugtuung. «Sie geht!», pflegte er zu sagen, «und das ist Musik in meinen Ohren.» Und er fügte vielleicht in entschuldigendem Ton an: «Stören tut's mich eigentlich erst, wenn es aufhört.»

Ich meine, das sei ein Teil jener «Theorie der kognitiven Dissonanz» (wenn ich mir diesen geschwollenen Begriff zu schreiben erlauben darf), die auf der einfachen sozialwissenschaftlichen Erkenntnis basiert, dass jeder gerne in Frieden mit sich und seinen Überzeugungen lebt.

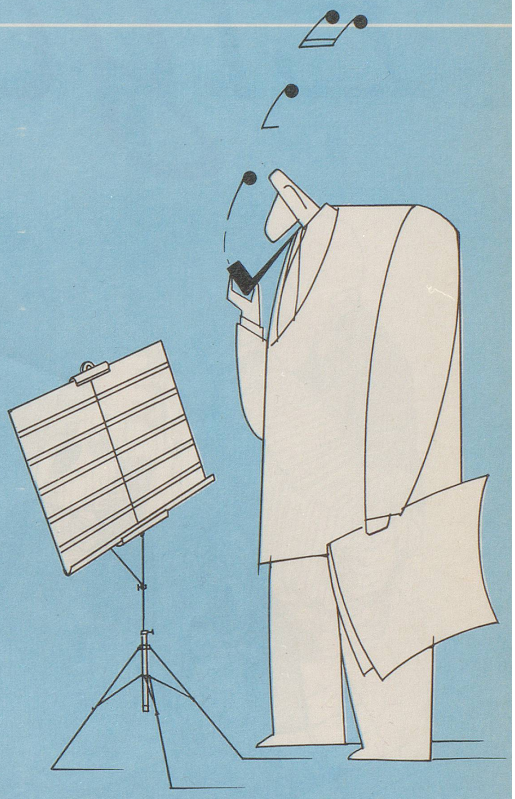
Und dennoch ist es halt eben anders als einst. Man musste vor Zeiten musikalischen Klang, welcher Art auch immer, in räumlichen Grenzen halten. Zwar verfügte die Tonkunst auch früher, bei Gott, über Klang-Eruptionen: Es donnerte bei Wagner, und es stampfte zum Beispiel sehr nachdrücklich in Ravels «Bolero», aber doch nur dort und so weit, als man es auch hören wollte. Unserer Zeit «wesenseigen» muss es wohl sein, dass es zum Musikgenuss gehört, die einem gesetzten engen Grenzen wenigstens akustisch zu sprengen und möglichst hohe Dezibel-Werte aus dem Privatbereich weit hinaus zu exportieren. Der Musikgenuss des Musik-Verursachers ist desto umfassender, je weiter seine Klänge reichen. Das ist nicht mit Ärger zu quittieren, sondern aufzufassen als grossmütige altruistische Geste. Dank dem Spender! Und wo für beabsichtigte Grossmut allenfalls die Reichweite der zwar heutzutage äusserst leistungsfähigen stationären Klangverstärker nicht ausreicht, gibt es ja auch tragbare Modelle zuhauf, die sich überallhin mittragen lassen, vorzugsweise geschultert.

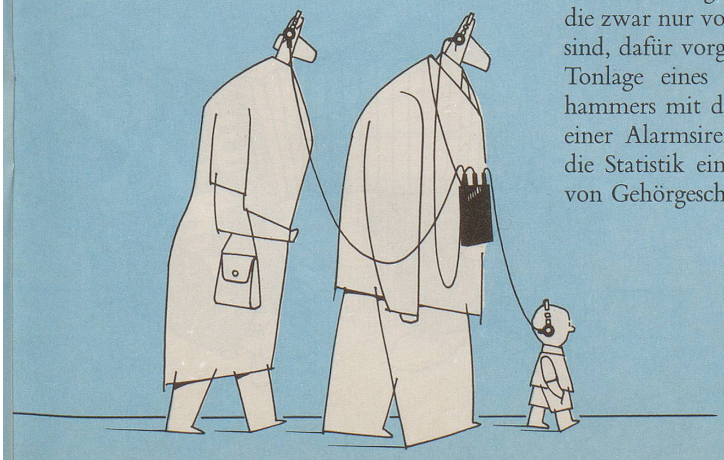
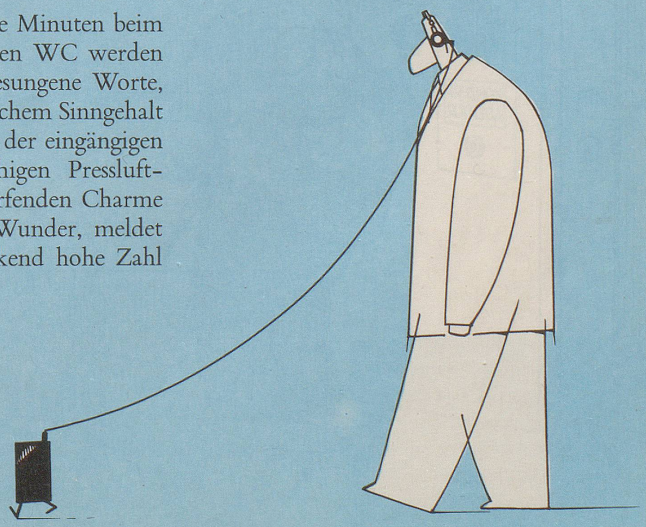
Lob des Walkmans

Doch trotz meiner tiefen Einsichten in soziale Zusammenhänge und voller Respekt vor Wohltätern beklage ich, dass ich der Musik, die ich nicht will oder im Augenblick nicht mag, nicht mehr zu entgehen vermag. Im Tabakladen schmettert von der Wand eine kakophone Urwaldkatastrophe von der gerade beliebten Betty Matabele, begleitet vom Stampfen eines schweren Schiffsdieselmotors bei stürmischer See.

Im Einkaufszentrum klingt's im Panzerübungsplatz-Sound von Johnny Carrs «Crack Crew», ohne Pause abgelöst von synthetisch erzeugten Schaufelbagger-Geräuschen – Kontinuität garantiert und in Aktionspreisen inbegriffen; und die Klangfülle reicht bis auf die Strasse, wo man empfangen wird von akustischen Schockwellen – «Apocalypse now» aus Kinderwagen, Schultornistern und Einkaufstaschen, von den Schultern flink kursierender Velo- oder Rollbrettfahrer.

Und selbst entspannende Minuten beim Coiffeur oder im modernen WC werden belebt durch gekreischt gesungene Worte, die zwar nur von dadaistischem Sinngehalt sind, dafür vorgetragen in der eingängigen Tonlage eines leistungsfähigen Pressluft-hammers mit dem umwerfenden Charme einer Alarmsirene. Kein Wunder, meldet die Statistik eine erschreckend hohe Zahl von Gehörgeschädigten!



Und da mag mich dann wohl der unsagbare Drang packen, einem jener Zeitgenossen spontan um den Hals zu fallen, die mit nach innen gekehrtem Blick, angenabelt an einen Walkman, in sich horchend und somnambul durch die wesenseigene Zeit gehen, wenn nicht gar schweben, und die lautstarke Gegenwart übertönen lassen, nur für sich allein.

Und mancher dieser sympathischen Tonträger mag sich dasselbe sagen wie der erwähnte Werkmeister: «Stören tut's *mich* eigentlich nur, wenn's aufhört.»